

Seid umschlungen, Millionen!

Ein Besuch bei der irischen Bestseller-Autorin Maeve Binchy

Kein anderes Buch irischer Herkunft wurde bis heute häufiger verkauft als Maeve Binchys „Der grüne See“ (*The Glass Lake*), und unter den englischsprachigen „Top Hundred“ des Jahrhunderts ist die 1940 geborene Autorin gleich mehrfach vertreten. Auch mit ihrem jüngsten Opus hat sie innerhalb weniger Wochen die Millionengrenze verkaufter Hardcover-Exemplare gestürmt: *Tara Road* schaffte in Großbritannien innerhalb einer Woche den Sprung auf Platz zwei und führte ab September 1998 17 Wochen lang die Bestsellerliste der *Sunday Times* an. Die deutsche Ausgabe, unter dem Titel „Ein Haus in Irland“ bei Droemer als elfter Roman Maeve Binchys erschienen, hat sich in ähnlich kurzer Frist einen Stammplatz unter den „Top Ten“ gesichert.

Erfolg indes ist oft verdächtig, vor allem, wenn ihn schreibende Frauen haben. Maeve Binchy und ihr Mann, der im angelsächsischen Raum viel gelesene Kinderbuch-Autor Gordon Snell, scheinen ihn eher zu ignorieren. Zwar leben sie in Dalkey, ihrem Geburtsort südlich von Dublin, wo sich inzwischen Stars wie Bono, Eddie Irvine, Tina Turner und Neil Jordan niedergelassen haben, doch weder das unscheinbare, in eine Zeile eingebaute Häuschen noch das gemeinsame Arbeitszimmer, in dem die beiden Seite an Seite schreiben, lassen auf die Summe verkaufter Bücher und Lizenzen schließen; die beiden Katzen - inzwischen Helden in Gordon Snells Erzählungen - kommen aus dem Tierheim.

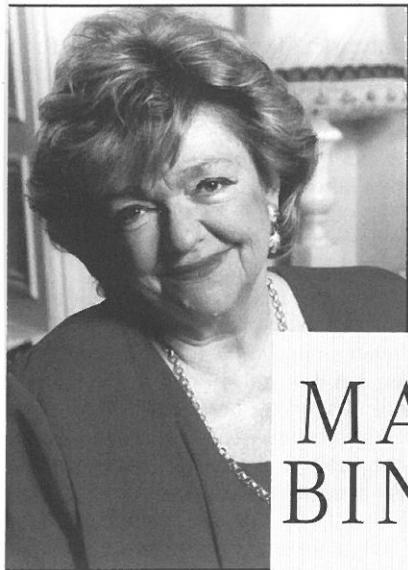
Eher schon sind die Taxifahrer ein Indiz für die Popularität der Autorin: Sie kennen nicht nur ihre Bücher, sondern den Weg zu ihrem Haus, und sie erzählen Geschichten über Maeve. Zum Beispiel, wie sie Namen und Anschrift eines auf dem Weg zu ihr verunglückten Fahrers herausgefunden und ihm spontan finanzielle Hilfe angeboten hat. Von ihrer überstandenen Hüftoperation berichtet sogar noch der kleine Fischhändler im fernen Donegal mit Erleichterung.

Im Gespräch wirkt die hinreißend vitale, von Allüren völlig freie Frau wie ein Naturereignis, vergleichbar mit den gewaltigen Stürmen, die im Winterhalbjahr über die Grüne Insel ziehen. Die Geschwindigkeit ihrer Antworten ist atemberaubend, und auf Fragen reagiert sie bevorzugt mit Geschichten. Sie muß einfach Stories erzählen. Von Flann O'Brien zum Beispiel, der wie Maeve Binchy eine regelmäßige Kolumne in der *Irish Times* geschrieben und ihren Wohnort in dem verwegenen Roman „Aus Dalkeys Archiven“ verewigt hat. Einst hatte er sie wegen eines Grammatikfehlers schriftlich gerügt; heute ist Maeve Binchy stolz darauf, diese Postkarte von ihm bekommen zu haben. Oder von Samuel Beckett, der ihr ein Treffen mit Flann O'Brien geschildert und bedauert hat, seinen Kollegen um zwei Stunden zu spät kennengelernt zu haben; da war der gute Mann schon betrunken und in mieser Stimmung.

„Zwei Stunden früher, und ich hätte ihn gemocht“, davon war Beckett überzeugt. Mit einem Hinweis auf Brendan Behan fügt Maeve Binchy hinzu: „Man muß sehr, sehr vorsichtig umgehen mit den irischen Schriftstellern!“

Maeve Binchy, die Geschichte und Französisch studiert hat und William Trevor als ihren Lieblingsautor bezeichnet, ist das Gegenteil einer zum Schreiben gekommenen Hausfrau; auch der häufige Vergleich mit Rosamunde Pilcher hat nur dann seine Berechtigung, wenn es um Auflagenhöhen geht. Der irischen Autorin und ihren Büchern fehlt gänzlich die Herrenhaus-Mentalität ihrer britischen Kollegin. Sie verkörpert, was ihre Landsleute als „down to earth“ schätzen: handfeste Bodenständigkeit. Von ganz unten, wie viele Iren meinen, kommt Maeve Binchy jedoch nicht: Ihr Vater pflegte einst durch den Schwarzwald zu wandern und deutsche Volkslieder zu singen, vom Kindermädchen lernte sie „Oh du lieber Augustin“, und ein Onkel arbeitete in den dreißiger Jahren als Botschafter in Deutschland.

„Als ich noch jung und verwöhnt und verzo-gen war, anstatt alt und verwöhnt und verzo-gen zu sein“ - so beginnt eine frühe Weihnachtsgeschichte der 1940 geborenen Maeve Binchy. „Natürlich, das bin ich“, sagt sie heute und fügt hinzu: „Ich schreibe nur über das, was ich kenne. Und was ich nicht am eige-“

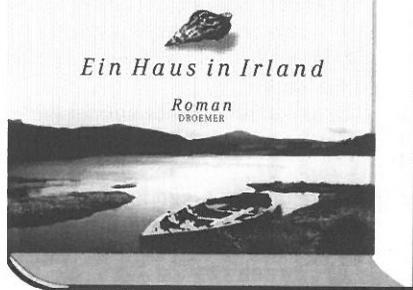


MAEVE BINCHY

nen Leib erfahren habe, Kinder, Abtreibung oder Scheidung zum Beispiel, das kenne ich aus dem Leben meiner Freunde.“

Die Zeiten haben sich geändert. Solche Motive hätten die irischen Zensoren noch vor wenigen Jahrzehnten zu wütenden Attacken provoziert. Inzwischen konnte Maeve Binchy in der populären „Late late Show“ von Gay Byrne gestehen, daß sie nicht an Gott glaube, ohne angefeindet zu werden. Hinterher hat sie befürchtet, gläubige Katholiken vor den Kopf gestoßen zu haben. Wirklich böse wird sie auch beim Schreiben nicht. Das hat nichts mit kommerziellem Kalkül, sondern mit ihrer Persönlichkeit zu tun: Maeve Binchy, die immer wieder auf ihre glückliche Kindheit verweist, will grundsätzlich niemanden verletzen.

Ihre von der englischen Kritik gerne als „cosy“ etikettierten Bücher kreisen immer wieder um Varianten des multiplen Ehebruchs. Sie weiß, was unter der katholischen Oberfläche abgeht im modernen Irland. In „Ein Haus in Irland“ geht es zudem um ein Gewerbe, das in der jüngsten, von den Segnungen der EU ermöglichten Prosperität einen ungeahnten Aufschwung erlebt hat: um Grundstücks-Spekulanten.



Die Geschichten Maeve Binchys sind längst nicht so harmlos wie ihre Sprache; darin liegt eine der Erklärungen für ihren Erfolg:

Er nährt sich aus der bedingungslosen Verständlichkeit, von der auch jede Übersetzung profitiert. So kommt es, daß die Bücher der Irin auch in Bulgarien oder Korea verkauft werden. In der Angst, betrogen zu werden, findet sich eine weltweite Leserschaft jenseits aller unterschiedlichen Lebensbedingungen vereinigt.

Die einfachen, allenfalls auf klare Parallelmontagen bauenden Erzählstrukturen Maeve Binchys unterstützen den Erfolg. In den kleineren Einheiten, vor allem in Dialogen, beweist die Autorin eine enorme Vitalität und eine schier grenzenlose Fähigkeit, Figuren und Verhaltensweisen jenseits jedweder Wertung nachvollziehbar zu machen. Kein Zufall, daß ihre überzeugendsten und stärksten Texte eigentlich Kurzgeschichten sind, in denen sie ihre Figuren weniger ausgiebig erklärt und die sie - wie die Stories in „Die Straßen von London“

(*London Transports*) - äußerlich so miteinander verbunden hat, daß sie wie Romane aussehen und sich auch als solche verkaufen lassen.

Maeve Binchys ungestümer Erzählrang verwandelt alles sofort in Szenen und Stories und sucht nicht lange nach der großen Komposition; diese Fähigkeit ist unter den neueren irischen Autoren häufig zu beobachten. Binchys Kollege John McGahern hat dafür eine plausible Erklärung: „Unsere Gesellschaft ist ein guter Nährboden für Kurzgeschichten, aber nicht für den Roman, der mehr als die anderen literarischen Formen von einer klar strukturierten Gesellschaft abhängt. Was hierzulande einer Struktur am nächsten kommt, ist die Familie. Das ganze Land besteht aus Tausenden von Familien. Da hat man weder das Individuum auf der einen noch die große Gesellschaft auf der anderen Seite; die Familie steht dazwischen.“ Folgerichtig sind Familien und ihre Auflösung *das* Thema Maeve Binchys.

Da fällt ihr beim Schreiben die Frage leicht, wie sie sich selbst in Konfliktsituationen verhalten würde: „Ich versuche einfach, mich in die Positionen meiner Figuren zu begeben. Da kann es beim Schreiben vorkommen, daß ich den Kopf auf die eine Hand stütze, wenn ich Ria bin, und auf die andere, um Danny zu werden.“ Das klingt recht einfach, aber es funktioniert. So betulich „Ein Haus in Irland“ auch geschrieben sein mag - der Trennungsdiallog des Paares, nach 16 Jahren Ehe, ist Maeve Binchy in seiner ganzen schnöden Alltäglichkeit furios gelungen.

Maeve Binchys Auskünfte über ihre Arbeitsweise sind allesamt von dieser entwaffnenden Offenheit. Sie ist entschlossen, das Schreiben zu entmythologisieren. „Wenn ich schnell schreibe, wird's eh besser. Am Anfang habe ich mich nicht getraut, meinem Verleger zu sagen, wie wenig Zeit ich für ein Buch gebraucht habe. Ich dachte mir, er wäre sauer, wenn er wüßte, daß ich nur vier oder fünf

Monate daran gearbeitet habe - und er zahlt soviel dafür! Ich hatte anfangs fertige Manuskripte zu Hause monatelang zurückgehalten! Jetzt denke ich mir freilich nichts mehr dabei, zumal ich für Verleger und Lektoren ein angenehmer Autor sein muß, denn ich bin immer offen für Einwände und Kürzungsvorschläge. Ich rede zu viel, ich schreibe zu viel, mir fällt dann zu jeder Nebenfigur gleich wieder eine lange Biographie ein!“

Immer wieder sehen Details in ihren Romanen aus, als wären sie das Ergebnis von Kalkül. Der Originaltitel von „Ein Haus in Irland“, *Tara Road*, wirkt wie eine Anspielung auf „Vom Winde verweht“; dort heißt das alte Südstaatenhaus „Tara“, und Ria wird am Todestag von Clark Gable geboren. Dabei hat Maeve Binchy nur in alten Jahrbüchern nachgesehen, welcher prominente Schauspieler zum Zeitpunkt der Geburt ihrer Heldin gestorben ist, und das Wort „Tara“ begegnet einem in Dublin ohnehin überall, von einer Bahnstation bis zum Hotel. Für solche Spitzfindigkeiten würden sich allenfalls die Amerikaner wirklich interessieren, fügt sie hinzu.

Wie unmittelbar und pragmatisch Maeve Binchy schreibt, zeigt eine Episode aus ihren Anfangsjahren als Journalistin. Da hatte sie einen Job bei einer Zeitschrift und mußte Horoskope ver-

fassen. „Für mein eigenes Sternbild habe ich sowieso immer beste Voraussagen abgeliefert. Damals war ich in einen „Widder“-Mann verliebt und hatte eine Rivalin, deren Sternzeichen war Jungfrau, was eh nicht zu ihr paßte. Ich habe ihr immer Böses prophezeit und sogar geschrieben, unter dem Sternzeichen der Jungfrau geborene sollten sich auf eine längere Reise ins Ausland begeben, hier hätten sie keine Chance. Den „Widder“ riet ich, sie sollten zur Ruhe kommen und sich genau umsehen, und unter ihren Freunden wäre jemand, der ihnen sehr nahe stünde. Jede Woche habe ich solchen Unsinn verzapft!“

Der *Irish Tourist Board* klagt bereits über zahlreiche Anfragen nach dem Nobelrestaurant „Quentin’s“, das die Autorin für „Ein Haus in Irland“ erfunden hat. Daß die Leser jede Fiktion für real halten, kann auch Maeve Binchy nicht vermeiden.

„Ich möchte einfach Geschichten erzählen. Wer mich deshalb als *Airport-Author* bezeichnet, kränkt mich überhaupt nicht. Wenn jemand noch schnell ein Buch von mir in den Urlaub mitnimmt - und meine Bücher sind alle ziemlich dick - und ich dann unter den Lesern am Swimming Pool in vier, fünf Sprachen vertreten bin, so finde ich das schön. Ich wünsche mir gar nicht, eine große Intellektuelle zu sein, um den *Booker Prize* zu gewinnen. Aber ich wundere mich schon, wenn meine Bücher auch in Indonesien gekauft werden.“

Nach ihrem politischen Selbstverständnis befragt, antwortet Maeve Binchy zunächst mit Selbstironie und reiht sich unter die *Scamp Socialist*s ein, die irische Variante der „Toscana Fraktion“. Aber der grauenvolle Bombenanschlag in Omagh, im Sommer vergangenen Jahres, hat ihre Haltung verändert. Vielleicht, sagt sie, müsse sie beim Schreiben politischer werden.

Selbst auf die Frage, weshalb ihr die Frauen in ihren Romanen stets widersprüchlicher und komplexer geraten als die Männer, hat die Autorin eine einfache und plausible Erklärung bereit: „Ich bin es gewöhnt, mit Frauen über ihr Innenleben zu sprechen, über ihre Gefühle. Frauen reden über Probleme, über die Männer nie reden würden. Außerdem fällt es mir sehr schwer, männliche Siegertypen zu erfinden, die gleichzeitig nette Kerle sind!“ Dann erzählt Maeve Binchy von einer amerikanischen Kritikerin, von der sie als „quiet feminist“ bezeichnet wurde. „Nie zuvor hat mich jemand „still“ genannt, fügt sie lächelnd hinzu.

Nicht einmal die unvermeidliche Frage nach dem Etikett „irische Rosamunde Pilcher“ irritiert sie: „Das sollte man Rosamunde nie erzählen! Sie war lange vor mir erfolgreich, auch in Deutschland!“

H.G. Pflaum

